

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 23 (1958)
Heft: 4

Artikel: Unnützes Leben? : Weihnachtsgeschichte
Autor: Meyer, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-859482>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Vierteljährliche Beilage zum Landschaftler
 Nr. 4 23. Jahrgang Dezember 1958

Inhalt: Walter Meyer, Oberdorf, Unnützes Leben? - Hermann Bühler, Liestal, D Jumper - Peter Stöcklin, Diegten, Der Bauernführer Joggi Mohler von Diegten - † Walter Schaub, Bottmingen, Die Sissacher Zehnten (Schluss) - Die Scherznamen der Baselbieter Gemeinden (Nachträge)

Unnützes Leben?

Weihnachtsgeschichte von wm

Der Sträfling Nummer 214 geht in seiner Zelle auf und ab, vier Schritte hin, vier zurück. Die Deckenbeleuchtung ist um einundzwanzig Uhr ausgeschaltet worden, doch der schwache Mondschein, der vom Schnee reflektiert wird, erfüllt den kleinen Raum mit fahlem Zwielight.

Gotthilf Dunkel steht nun am winzigen Fenster, durch das man den Frost des kalten Dezemberabends riecht. «Höllisch kalt draussen, wette, dass es mindestens fünfzehn Grad hat», sagt er zu sich selbst, denn weil er immer allein war, hat er sich die Gewohnheit zugelegt, Selbstgespräche zu führen. «Nur gut, dass es hier drinnen schön warm ist.» Seine Hand fährt über den Heizkörper, der intensive Wärme ausstrahlt, und da beginnt der Gefangene plötzlich bitter aufzulachen. «Ha, Wärme! Welch dehnbarer Begriff. Da zeigt das Thermometer zwanzig Grad und trotzdem friere ich ganz erbärmlich. Mein Körper schwitzt, aber innerlich, meine Damen und Herren, innerlich friere ich wie ein Schlosshund, haben Sie schon so was Verrücktes gehört, haha!»

Die Worte des Mannes am Fenster triefen vor Selbstironie, doch was kann er dafür, dass er den Glauben an alles verloren hat und sein Leben vor die Hunde gegangen ist? Schauen Sie den Sträfling Nummer 214 an, der hellwach am vergitterten Fenster steht, obgleich irgendwo elf dumpfe Schläge verhallen und seine Kollegen längst auf ihren Pritschen schnarchen. Sehen Sie sich den Menschen genau an und lassen Sie sich dann sagen: Das ist einer, der auszog, um Liebe und Herzenswärme zu suchen und der grausam enttäuscht wurde, weil er nur Teilnahmslosigkeit und Ablehnung fand.

Seine Hände umklammern die Gitterstäbe, bis die Finger schmerzen. «Er ist gut, dieser Schmerz, weiss man so wenigstens, dass man lebt, obschon man eigentlich nur so tut. Welch ein Witz, dieses unnütze Leben ohne Inhalt, Sinn, und Ziel, meine Herren, ist ein solcher Mensch denn nicht schon gestorben?»

Die Verbitterung des Mannes am Fenster ist grenzenlos. Nein, sagen Sie nun nicht gleich, dieser Gotthilf Dunkel sei allein schuld an seinem verfehlten Leben. Behaupten Sie auch nicht, er habe es als Verdingbub immer recht ge-

habt, genug zu essen, Kleider, ein Bett und so weiter. Als ob der Mensch vom Brot alleine lebte! Sie haben doch bestimmt schon etwas von seelischer Nahrung gehört, nach der Gotthilf Dunkel nun eben vergeblich hungerte, nicht wahr? Also, dann können Sie vielleicht ein wenig verstehen, dass ein Mensch an der Lieblosigkeit seiner Nächsten verzweifeln kann, und von der Verzweiflung bis zur berühmten schiefen Ebene ist es doch oft nur ein kleiner Schritt, begreifen Sie?

Ein Zug jagt über den nahen Bahndamm, wie ein riesiger Glühwurm, der in die Flucht geschlagen wird. Noch ein paar Sekunden hört man das dumpfe Rollen des Zuges, dann ist es wieder still, eine ekelhafte, schmerzende Stille, die das Rauschen in den Ohren und das Hämmern des Blutes in den Schläfen unerträglich macht. «Sogar dieser Zug hat Sinn und Zweck, kennt Start und Ziel, kommt von irgendwoher und geht irgendwohin. Verflucht, warum kennt ausgerechnet mein Leben kein Ziel, warum lebe ich als Nummer 214 unter einer luftdichten Glasglocke, abgeschlossen von der menschlichen Gemeinschaft, statt als Mensch wirklich und nicht bloss scheinbar zu leben, verstehen Sie, kraftvoll zu leben und atmend Sinn und Aufgabe zu kosten? Bleiben denn Licht und Sonne für gewisse Menschen reserviert, die sich Christen rühmen, ihr Herz auf der Zunge tragen und dabei so grausam passiv und teilnahmslos sind?»

Es ist begreiflich, dass der Sträfling Nummer 214 nicht um einundzwanzig Uhr schlafen geht, obschon er von der Arbeit in der Schreinerei hundemüde ist; denn hat es einen Sinn, sich auf der Pritsche hin- und herzuwerfen, weil das Gehirn keine Ruhe gibt und die Nerven den Körper martern? Ach, wie sollte ein Mensch schlafen können, der kein bisschen Klarheit hat über sich selbst, Gott, das Leben, die Menschen? Ein Sträfling, bekannt unter einer gewissen Nummer, der Mensch sein möchte und dem schon jetzt graut vor dem nicht mehr fernen Tag seiner Entlassung.

«Ich will leben!» schreit der Mann, als er sich endlich auf seine Pritsche wirft. «Ich will nicht in der grauenhaften Sinnlosigkeit meines sogenannten Lebens elendiglich ersticken, o Gott, wenn es dich wirklich gibt, lass mich Mensch werden!»

Auf dem Rücken liegt er und starrt durch die graue Oeffnung auf den Westflügel des Zuchthauses, aus dessen Kamin eine schwarze Rauchsäule senkrecht aufsteigt. Wie ein drohender Riesenbalken ragt sie in den Himmel, unheimlich, niederschmetternd, tot. Gotthilf Dunkel schliesst die Augen. «Nummer 214, Nummer 214», hämmern seine Schläfen, und höhnische Stimmen geistern durch seinen gepeinigten Kopf. «Nummer 214, Nummer 214...»

*

Der Sträfling erwacht mitten in der Nacht aus wirrem Schlaf. Sein Herz flattert, denn irgendetwas Unvorhergesehenes ist im Anzug. Er schaut auf seine Uhr und sucht das Aussergewöhnliche zu erfühlen. Ein Uhr zwanzig ist es, irgendetwas liegt in der Luft, eine unerträgliche Spannung treibt ihm den Schweiss aus den Poren und spannt jede Faser seines Körpers zum Zerreißen. Und da weiss er es plötzlich: Die Deckenbeleuchtung ist eingeschaltet. Mitten in der Nacht! Es ist ihm bewusst, dass etwas ganz Besonderes geschehen sein muss, er hat aber keine Zeit zu weiterem Rätseln; denn im nächsten Augenblick wird im Schloss ein Schlüssel gedreht, der Wärter streckt den Kopf in die Zelle, und kurz aber bestimmt lautet sein Befehl: «In zehn Minuten haben sich die Insassen im Speisesaal zu versammeln!»

«Schweinerei!» knurrt Nummer 214, zögert aber nicht, aufzustehen, denn man hat es einem hier beigebracht zu gehorchen. Auf dem Weg zum Speisesaal begegnet er seinen Kollegen, die mit verdrossenen, schlafdumpfen Gesichtern und unterdrücktem Schimpfen aus ihren Zellen kommen. Nach wenigen Minuten aber sind alle versammelt und gruppieren sich auf Befehl um den Direktor, der mit einem fremden Herrn spricht. Nachdem das unwillige Gemurmel verstummt und der fremde Herr als Chefarzt des Krankenhauses vorgestellt worden ist, erklärt dieser den Grund der nächtlichen Ruhestörung. Ein Student habe gestern abend bei einer Explosion im Laboratorium lebensgefährliche Verbrennungen erlitten, der junge Mann könne höchstens durch sofortige Transplantation gerettet werden, das heisst seine verbrannte Haut müsste durch gute, von einem andern Menschen gespendete Haut ersetzt werden. «Männer», sagt der Chefarzt, «es geht um ein Menschenleben, wir haben an euch gedacht; ist vielleicht von euch jemand bereit, Schmerzen auf sich zu nehmen für einen andern, der trete freiwillig vor!»

Durch die Versammelten geht ein Raunen. Auch Nummer 214 ist hellwach geworden. Zwar kann er sich unter einer Hautübertragung nichts vorstellen, aber er weiss, dass ein Mensch in Gefahr ist. «Vielleicht ist das meine Chance, zu beweisen, dass mein Leben nicht ganz für die Katze ist», blitzt es in ihm auf. Deshalb tritt er vor. Und mit ihm kommen andere, drei, sieben, zwölf, zwanzig, dreissig, schweigend, selbstverständlich. Der Arzt, der nur sechs Männer braucht, wählt jene aus, die sich zuerst gemeldet haben, und kurz nachher geht es in den Autos des Direktors und des Arztes durch die schlafende Stadt ins Krankenhaus. Dort riecht es nach Chloroform, die weissen Krankenvagen in den Korridoren wirken unheimlich, und beim Eintritt in den weissgekachelten Operationssaal beginnen die Männer schwer zu atmen. Doch dann geht alles sehr schnell, Aerzte und Schwestern treten in Aktion, und die seltsamen Apparate beginnen zu summen. «Es brennt wie die Hölle»; denkt der Sträfling Nummer 214, als er das Skalpell spürt, «aber es ist gut; denn so ist man sicher, dass man lebt.»

*

Zwei Wochen sind vergangen. Nummer 214 hat sehr viel nachgedacht, und seine Lebensauffassung ist ein wenig ins Wanken geraten; denn er hat die Aerzte und Schwestern bei ihrem selbstlosen, aufopfernden Wirken beobachtet. All das ist ihm tief gegangen. Auch am heutigen Heiligen Abend macht er sich seine Gedanken. Zwar fürchtet er diese Feiertage, wird ihm doch an ihnen sein trostloses Leben doppelt schmerzlich bewusst. Schon als Bub war das so. Wohl durfte er im Kreise der Pflegefamilie Weihnachten feiern, alles war jeweilen da: ein gutes Essen, kleine Geschenke und der Christbaum mit roten Kerzen, aber das Wichtigste fehlte: der Kontakt mit den andern, das unsichtbare Band des gegenseitigen Verstehens und Liebens. Deshalb war er jedesmal in seine Kammer hinaufgegangen und hatte in das Kissen geheult.

Heute allerdings ist es irgendwie anders. Schon am Morgen hat es angefangen, wurde doch da für ihn eine Schachtel abgegeben, und als er sie geöffnet hatte, war ein Anzug zum Vorschein gekommen, keine blendende Masskleidung, aber doch ein guter Konfektionsanzug, in dem man sich auch ausserhalb der Zuchthausmauern zeigen darf. Das Wichtigste aber, das ihn nun etwas nervös macht, war die Einladung der Eltern jenes Studenten, zusammen mit ihnen im Krankenhaus Weihnachten zu feiern. Zitternd hatte er das nette Briefchen, das an ein Tannenzweiglein geheftet war, immer und immer wieder gelesen, und neben der Freude, die in ihm aufgestiegen war, meldete sich die Angst, mit Menschen zusammen zu sein, die so anders sind als er.

Fast zu schnell vergeht für ihn der Nachmittag, rasch senkt sich die Dämmerung über die Stadt, dicht wirbeln die Flocken vom Himmel, dämpfen alles Laute und verwandeln die Welt in ein Märchenland der Sanftheit und des Friedens. Um halb acht Uhr werden die sechs eingeladenen Sträflinge mit Autos abgeholt und in den festlich hergerichteten Saal des Krankenhauses geführt. Von den Wänden grüsst das frische Grün der Tannenzweige, in der Mitte werden eben die Kerzen des grossen Weihnachtsbaumes angezündet, und rings um ihn versammeln sich die Patienten, die aufstehen können, während man die andern in ihren Betten hereinrollt. Die Sträflinge werden unauffällig nach vorne geführt, wo in einem weissen Bett der Student mit glücklichen Augen der kommenden Feier harrt. Er ist sehr blass und seine Wunden sind immer noch verbunden, aber er ist auf dem Wege der Besserung. Seine Eltern, die am Bett sitzen, erheben sich beim Erscheinen der kleinen Gruppe und drücken jedem die Hand. Sprechen können sie vor Rührung nicht, jedoch die Dankbarkeit einer Mutter bedarf keiner Worte.

Und nun eröffnet ein kleiner Chor die Feier mit einem Choral. Ist es Freude, Dankbarkeit, Zuversicht, Jubel, die an Gotthilf Dunkels Ohr klingen? Er fühlt nur, dass diese Melodie hilft gegen die quälenden Stimmen seines Inneren, die auch dann schweigen, als der Anstaltspfarrer das Gebet spricht. Er, der ruhelose Mensch, hat vor langer Zeit den Glauben an Gott verloren und weiss auch jetzt nicht, ob es ihn gibt oder nicht, aber er faltet die Hände und betet mit. «Stille Nacht, heilige Nacht», singen anschliessend die Versammelten, und der verhaltene Jubel im alten, schönen Lied entrückt die Leidenden für ein paar Minuten ihrem Kummer und den Schmerzen, derweil sich Gotthilf Dunkel etwas verlegen beim Mitsingen ertappt. Als der Pfarrer die Weihnachtsgeschichte liest, gehen seine Gedanken eigene Wege, aber sie werden geleitet von der Weihe dieser Stunde. Seine Blicke wandern über die andächtig lauschenden Kranken, nehmen zum erstenmal die stumme Sprache der Augen wahr und bleiben schliesslich auf den Gesichtern des Studenten und seiner Eltern haften. «Ein herrliches Bild», denkt er, «wie drei Brückenpfeiler sind sie, zwischen denen sich unsichtbar die Bogen spannen». Staunend und gebannt schaut er das Bild der Brücke, bis die Mutter des Studenten aufmerksam wird und zu ihm herüberschaut. Und da geschieht etwas Wunderbares: Gotthilf Dunkel fühlt auf einmal, dass diese Mutter nicht der letzte Pfeiler der Brücke ist, nein, ein Bogen spannt sich zu einem weiteren Pfeiler, und dieser Pfeiler ist, so unglaublich ihm das erscheint, er selbst! Völlig unfassbar ist dieses Wunder für den Sträfling Nummer 214, der in dieser Stunde Mensch wird.

Auch als sich sein Herz, das nach dieser Entdeckung stürmisch gepocht hat, wieder beruhigt, staunt er, überzeugt, dass ihm etwas Grosses widerfahren sei. Doch seltsam, zusammen mit der Freude steigt in ihm auch langsam die Gewissheit auf, dass Wunderbares nicht einfach von selbst komme. «Die Brückenpfeiler muss man selbst bauen», sinniert er, «erst dann können die Bogen gespannt werden.»

Ein kleines Klavierkonzert beschliesst die Feier. Gotthilf Dunkel versteht die Musik nicht, sie ist zu schwer für ihn, aber er fühlt, wie die Töne den Panzer sprengen und sein Herz befreien. Abwechselnd schaut er in die strahlenden Lichter des Christbaumes und in die leuchtenden Augen rings in der Runde. Und beides erscheint ihm als wundersames Licht, gegen das in Zukunft alles Dunkle machtlos sein wird.